

oder bis Limani, nicht weit nördlich von der Wasserscheide, auf 25 Fufs 2 Zoll pro Meile; die Wasserscheide selbst kann nur durch ein Ansteigen von fast 60 Fufs pro Meile überwunden werden. Nach Süden ist der Abfall natürlich im Ganzen noch steiler als nach Norden, da der Abstand der Wasserscheide vom Stillen Meere ein geringerer ist. Die Eisenbahn findet also gerade in Folge dieses allmählichen Ansteigens nirgends ein Hinderniß; denn ein Steigen von 60 Fufs pro Meile ist für die Locomotive keine besonders schwierige Aufgabe: die Baltimore-Ohio-Bahn, über das Alleghany-Gebirge, hat auf einer Strecke von $8\frac{1}{2}$ Meilen eine Neigung von 116 Fufs pro Meile. Die Honduras-Bahn führt nun, nördlich und südlich von der Wasserscheide, überall durch das Flufsthal; es werden also die tiefsten Stellen, denen ein Canal folgen müßte, nicht viel niedriger liegen; und da sich bei dem allmählichen Ansteigen des Terrains keine Möglichkeit darbietet, die Höhe, die hier zu überwinden ist, durch Anlage eines Tunnels erheblich zu verringern, muß man einen Canalbau durch das Thal von Comayagua zur Zeit als eine Unmöglichkeit betrachten.

Miscellen.

Die Stadt Omsk.

In der „*Sjéwernaja Ptschelà*“ (1856, No. 156) theilt ein Bewohner von Omsk einige Notizen über diese Stadt mit, die wir, da sie nicht ohne Interesse sind, hier etwas abgekürzt wiedergeben.

Die Stadt und Festung Omsk, jetzt die Residenz des General-Gouverneurs von West-Sibirien, 3337 Werst von den Ufern der Newa, unter $54^{\circ} 58' 55''$ N. Br., $71^{\circ} 4' 44''$ W. L. von Paris, also fast 5 Grad südlich und 43 Grad östlich von Petersburg, existirt seit den Zeiten Peters des Großen. Sie wurde unter dem Namen eines Ostrog im Jahre 1716 auf dem linken Ufer des Om gegründet; in der Folge wurde die Festung nach dem rechten Ufer dieses Flusses, bei der Mündung desselben in den Irtysch, verlegt, während die Stadt sich allmählig längs dem Ufer des Irtysch und an beiden Seiten des Om ausbreitete. Im Jahre 1804 wurde Omsk zu einer Kreisstadt erhoben, von 1824 bis 1838 war es der Hauptort einer Provinz, der es seinen Namen gab, und ist seit der im letztgenannten Jahre erfolgten Auflösung der Provinzialregierung von Neuem eine Kreisstadt des Gouvernements Tobolsk. Gegenwärtig zählt Omsk 12,000 Einwohner und ungefähr 1760 Häuser, 5 orthodoxe Kirchen, worunter 4 steinerne und eine hölzerne, eine steinerne protestantische Kirche und eine Moschee. Von den steinernen Gebäuden verdienen Erwähnung: in der Festung das Haus des General-Gouverneurs, des Commandanten, des Hauptstabes und einige Kasernen; in der

Stadt die Gerichtshöfe, das Cadettencorps, das Amtsgebäude des sibirischen Kosakenheeres, die Militair-Tuchfabrik, die Proviant-Commission und die Kosaken-Reitschule; im Frühling des Jahres 1856 wurde ein steinernes Gebäude für die Kleinkinderbewahranstalt (*Djetskij Prijut*) errichtet. Die Festung hat einen Erdwall und vier steinerne Thore. Die Stadt besteht aus sechs Stadttheilen: Kasatschji, Iljinskji und Nowoslobodskji am linken Ufer des Om, und Podgorny oder Mokry, Butyrskji und Kadyschew am rechten Ufer dieses Flusses; die beiden letzten Stadttheile und die Festung liegen auf einem etwa 5 Sashen hohen Berge; im Umkreise der Stadt befinden sich noch zwei kleine Sloboden (Vorstädte), Rjewskaja und Kasatschja. Die beiden Hälften der Stadt sind durch eine stehende hölzerne Brücke verbunden.

Der Fluß Om hat eine Breite von ungefähr 35 Sashen; der Irtytsch ist bei Omsk nicht überall von gleicher Breite: an den schmalsten Stellen hat er 250, an den breitesten 500 Sashen. Die Stadt liegt am Rande einer hohen Steppe, und es giebt in der Umgegend kein anderes Holz als kümmerliche Birken, Espen, Weiß- und Schwarzpappeln und Sandweiden; aus diesem Grunde hat der Wind vollen Spielraum, und es erheben sich nicht selten Wirbelwinde, die im Sommer die Luft mit Sand-, im Winter mit Schneewolken erfüllen. Die Flüsse bedecken sich gegen Ende October (alten Styls) mit Eis und um die Mitte des November hat man eine feste Schlittenbahn. Die Kälte steigt nie bis auf 40° R.; im verfloffenen Winter war der Frost vom Januar bis April nicht stärker als 20° R. und hielt sich auch auf dieser Höhe nie länger als zweimal 24 Stunden nach einander; die gewöhnliche Temperatur war von —5° bis —10° R., und um die Mitte April traten warme, ja heisse Tage ein. Am 19. April setzte sich das Eis des Irtytsch in Bewegung; gegen Ende April zeigte sich auf den Feldern die erste Vegetation, in den Gärten trieben die Stachelbeeren und andere Strauchgewächse Blätter, die Birken waren bereit auszuschlagen, aber vom 29. April an stellte sich nach einem Gewitter mit starken Regengüssen die Kälte wieder ein und dauerte bis zum 7. Mai; hierauf folgten einige warme Tage, während welcher sich Alles mit Grün bedeckte; dann wurde es abermals kalt, obwohl man seit der Mitte April kein eigentliches Frostwetter hatte. Die beständige Frühlings- oder Sommerwitterung nimmt in der Regel in dem letzten Drittel des Mai ihren Anfang.

Mit Ausnahme der Kronegebäude giebt es in Omsk nur hölzerne Häuser; ein einziges steinernes Privathaus wird jetzt im Kadyschewer Viertel gebaut. Die Stadt hat einen Bazar oder Markt mit hölzernen Buden, zwei Weinkeller und Magazine, in welchen Mode-Artikel, Seiden- und andere Stoffe, Juwelierarbeiten, Tuch, Thee, Taback, Cigarren und andere Gegenstände, Alles in demselben Laden, verkauft werden. Ferner besitzt Omsk eine Bierbrauerei, eine Lichtzieherei, mehrere Ziegelbrennereien, eine Lohgerberei und einen Gasthof. Kaufleute giebt es in der Stadt nicht viele, von der ersten Gilde gar keine; auch die Gewerbetreibenden (*mjeschtschane*) sind nicht zahlreich; der grösste Theil der Einwohner besteht aus Leuten, die sich im Staatsdienst befinden. Die Eigenthümer der Kaufläden und Magazine sind meistens grofsrussische Kaufleute, die sich auf den Messen von Nishni-Nowgorod und Irbit mit Waaren versehen. Am 21. November beginnt hier ein Jahrmarkt, der mehrere Tage dauert und von Handelsleuten

aus den benachbarten Städten besucht wird. Außerdem wird im Herbst eine besondere Art von Markt gehalten, an welchem die Gewerbetreibenden des Ortes und die Kosaken Theil nehmen; es ist dies die sogenannte Satowka, wo Mehl gegen Schafe, Hornvieh und Pferde vertauscht wird, welche die Kirgisen nach dem der Stadt gegenüberliegenden Ufer des Irtytsch treiben, ferner gegen hölzerne, von den Kirgisen angefertigte Geräthschaften, als Tassen, Löffel, Schaufeln, endlich gegen Fische und die Felle von Steppenfüchsen. 280 Werst von Omsk liegt Petropawlowsk, das Entrepot für die Karawanen aus Central-Asien, aus welchem auch Omsk seinen Bedarf an asiatischen Waaren bezieht. Die Preise von Lebensmitteln sind gegenwärtig in Omsk wie folgt: Roggenmehl von 10 bis 15 Silber-Kopeken das Pud, Weizenmehl 20 bis 30 Kop., Fleisch 1 Rubel (im Winter nur 42 Kop.), Hafer 71 Kop. das Tschetwert, eine Fuhre Heu 71 Kop. (in manchen Jahren bis 2 Rubel), Zucker 13 Rub. 60 Kop. das Pud, Familienthee 2 Rubel das Pfund. Thee und Pelzwerk erhält man aus dem europäischen Rußland, indem diese Artikel aus dem nördlichen Theile von West-Sibirien und aus dem östlichen Sibirien direct nach Nishni-Nowgorod und Moskau gehen, um dort im Großen verkauft zu werden. Die Preise von Cigarren und Taback sind nicht viel höher als in Petersburg. Stearinlichter von der Katharinenburger Fabrik werden zu 30 Kopeken das Pfund verkauft; Talglichter hiesiger Arbeit zu 9 Kop.; ein Sashen Birkenholz kostet zwischen 1 und 1½ Rubel; im Winter kann man Fasane und Rebhühner zu 6 Kop. das Paar kaufen. Der Irtytsch hat einen Ueberfluß an Fischen, wovon die Nelma (*salmo nelma*), der Stör und der Sterlet besonders geschätzt werden. Die Küchengärten von Omsk liefern Gurken und alle bekannteren Arten Gemüse; Arbusen (Wassermelonen) säet man in Omsk wenig, da sie nicht gut fortkommen, wogegen sie in großer Menge von den Festungen an der Irtytscher Linie zu Markte gebracht und zu 5 bis 20 Kopeken das Stück feilgeboten werden. Von Beeren wachsen hier die Wald- und Garten-Erdbeere (*semlänika* und *klubnika*), die Brombeere, Himbeere, Johannisbeere und die Kostjanika (*rubus saxatilis*). In der Umgegend findet man die Traubelkirsche (*tscheremucha*, *prunus padus*), die Eberesche (*vjabina*) und den Weißdorn (*bojaryschnik*, *crataegus oxyacantha*).

Es fehlt in Omsk keineswegs an geselligem Leben. Man trifft hier viele Personen, die in den Hauptstädten gelebt haben und die der Civil- oder Militairdienst von einem Ende Rußlands bis zum andern geführt hat; von den Damen sind manche in den höheren Lehrinstituten Petersburgs und Moskau's erzogen worden. In dem adeligen Club werden die meisten russischen Journale und mehrere französische, schwedische und deutsche (die Allgemeine Zeitung und — der Dorfbarbier!) gehalten; russische und selbst französische Bücher sind in den Häusern der Einwohner keine Seltenheiten. Die Lieblingspromenade ist nach einem drei Werst von der Stadt gelegenen Birkenhain, in welchem sich ein Gartenhaus mit einem Tanzsaal befindet und in welchem, sowie in einem ähnlichen, zur Stadt selbst gehörigen Wäldchen, von Zeit zu Zeit die Militairmusik des hier garnisonirenden Kosaken-Regiments und Infanterie-Bataillons spielt.

Die Bevölkerung von Omsk und der Umgegend wächst mit jedem Jahre. Die von der Regierung gewährte Steuerfreiheit und andere Vergünstigungen locken Tausende von Einwanderern aus Grofs- und Klein-Rußland nach dem westlichen

Sibirien und der Kirgisensteppe, und an den Grenzen von China, um Tschugutschak, wie in der Nähe von Taschkent, jenseits des Balkasch, im gesegneten trans-ilischen Lande, wo es fast keinen Winter giebt und Aepfel, Granaten und Wein in wildem Zustande wachsen, entstehen schon russische Colonien und mit freigebiger Hand beut die jungfräuliche Natur dem Ansiedler ihre Schätze. L.

Der Himalaya als Colonisations-Terrain.

(Aus einer Denkschrift des britischen Residenten Herrn B. H. Hodgson an das englische Gouvernement, durch Herrn Joh. C. Stölke, im Auftrage Hodgsons, an Herrn Alex. v. Humboldt, d. d. Darjeeling 10. Januar 1857, übersandt.)

„Herr Gesandter Hodgson ¹⁾ hält den Himalaya als ein Bergland für sehr geeignet zur Ansiedelung durch Europäer und betrachtet es als eine Pflicht der englischen Regierung, Emigranten, die sich hier anbauen wollen, in jeder Weise zu unterstützen. Von der Ebene bis zur Schneeregion findet man eine so große Mannichfaltigkeit des Klima's, daß jegliche Art von Getreide gezogen werden kann; Häuser können gebaut werden auf Höhen von 4 — 8000 Fufs über der Meeresfläche, da die Malaria oder das *jungly fever* nie in Gegenden von mehr als 3 oder 4000 Fufs Höhe herrscht. Leidende finden überall medicinische Quellen, die denen in Europa gleichkommen. Im Südosten des Himalaya ist wenig Sonne, heftiger Regen, im Winter viel Nebel; aber die Berge sind frei von herrschenden Seuchen, Fiebern etc., das Klima ist sehr gesund. Die Bhootyaks oder Butanesen sind das kräftigste, stärkste Volk, das gefunden werden kann, die Nepalesen erreichen oft ein Alter von 100 Jahren. Die Cholera, die seit 40 Jahren fast ununterbrochen in der Ebene von Hindostan herrscht, ist bloß zweimal in Nepal und nie in Darjeeling gewesen. Darjeeling liegt 6 — 8000 Fufs hoch, und das Klima ist sehr gesund; Europäer können, wie die Erfahrung gelehrt hat, die Sonnenhitze sehr wohl ertragen und den ganzen Tag im Felde arbeiten. Der Boden ist fruchtbar, 2 bis 5 Fufs tief Moor, tiefer unten Lehm. Die Höhen sind ganz mit Wald bedeckt, mit Eichen, Stechpalmen, Kastanien, wilden Feigenbäumen, Ulmen, Weißbuchen, Birken, Erlen, Weiden, Fliederbäumen, Fichten, Tannen; nicht der fünfzigste Theil des Gebirges ist benutzt. In dem westlichen Theile des Himalaya sind große Schafheerden, auch Ziegen, die sehr feine Wolle liefern; Herr B. H. Hodgson sandte Wolle nach England, die dort verkauft wurde zu 7 — 9 Pence für das Pfund. Weizen, Gerste, Roggen, Hafer gedeiht gut, wird aber wenig gebaut, da die Nepalesen, Leptscha's und Butanesen nur Reis, Mais, Hirse etc. genießen; Weizen wird beinahe nur des Marna oder Branntweins wegen gebaut; Kartoffeln wachsen vortrefflich; wilder Hanf bedeckt ganze

¹⁾ Herr Brian H. Hodgson, seit 30 Jahren als Gesandter im westlichen Himalaya, Kumaon und Nepaul lebend, ist durch seine vielen Verdienste um Naturforschung und Linguistik und durch seinen Beistand für alle Himalaya-Reisende, wie zumal für Dr. Hooker und die Gebrüder Schlagintweit, hinreichend bekannt und von großem Einfluß in Nepaul. Die Aussicht aus seinem Landhause in Darjeeling auf den Kinchinjunga zeigt das Titeltupfer zu Hooker's *Himalayan Mountains*. C. R.

Flächen und Flachs gedeiht nicht minder. Vor 25 Jahren wurde ein Versuch gemacht, Thee zu pflanzen, im Thale von Nepal, das 4000 Fufs über dem Meere liegt, und gegenwärtig sind große Theeplantagen in Kumaon, Kursiang, in der Nähe von Darjeeling und in Assam. Herr Gesandter Hodgson hält die Colonisation des Himalaya für eine sehr weise Mafsregel, und hofft, dafs die Schotten, Irländer, Deutsche etc., die gesonnen sind, sich hier niederzulassen, jede Art von Unterstützung von Seiten der Regierung finden werden. Answanderer würden nicht auf den Ackerbau und die Schafzucht beschränkt sein, der Handel in Holz, Spezereien, Färbekräutern, Häuten, Horn, Ghee (Butter von Büffelkühen, die sehr gesucht und theuer bezahlt wird), Seide etc. würde viele Quellen zum Wohlstande öffnen. So groß ist die Frage nach Horn und Häuten, dafs jährlich Tausende von den Kühen, die man der Weide wegen in die Perai und den Bhauer treibt, von den Eingeborenen getödtet werden. Die Regierung würde den Emigranten das Land für 5 Jahre überlassen, ohne irgend Rente zu verlangen, und nachher würde die jährliche Abgabe eine sehr geringe sein.“ C. R.

Von den Fidschi-Inseln und den Navigatoren.

Rivalität der Nord-Amerikaner und Engländer.

Seitdem der Große Ocean für Handel und Schifffahrt eine alljährlich wachsende Bedeutung gewonnen, ist auch eine Rivalität der großen Seemächte in jenen Gewässern zu Tage getreten. England überwacht von Australien aus sorgfältig alle Schritte der Franzosen, welche mehr oceanischen Scharfblick, als man ihnen gewöhnlich zutraut, zu bethätigen wußten, indem sie den Archipel von Otaheiti, die Marquesas-Inseln und Neu-Caledonien sich aneigneten. Die Nord-Amerikaner haben an der Südsee schon wegen des Walfischfanges ein lebhaftes Interesse; sie kreuzen auf allen Längen und Breiten und beschäftigen in jenem sehr einträglichen Zweige der Schifffahrt Jahr für Jahr mehrere hundert Schiffe. Im Stillen Weltmeere sind Matrosen und Missionäre Bahnbrecher für den weisen Kaufmann; fast auf allen Gruppen haben in größerer oder geringerer Zahl Europäer oder Yankees sich niedergelassen, ihre Zahl vermehrt sich rasch, und viele früher abseits liegende Inseln, die nur selten von Schiffen besucht wurden, sehen sich jetzt in den Strom des Verkehrs hineingezogen. Die Resultate sind leicht abzusehen. Man wird ihnen bringen, was die weisse Civilisation an Gutem, und hauptsächlich auch, was sie an Bösem zu bieten hat; die Bewohner werden, je nach dem Grade ihrer Annahmefähigkeit, von einer halben Gesittung angestreift werden, die nicht tief unter die Haut dringt. Sie werden sich mit den Weissen vermischen, die Bastarde werden sammt der reinen eingeborenen Rasse allmählig an Zahl sich vermindern und, wo nicht Ackerbau die Hauptbeschäftigung ist, nach und nach aussterben, die Europäer gewinnen das Ueberwicht, und „neues Leben blüht aus den Ruinen“.

Dieser Proceß hat in der Hawaii-Gruppe und den Gesellschafts-Inseln schon seit längerer Zeit begonnen und nimmt dort einen raschen Fortgang ¹⁾; in den

¹⁾ Wie nachtheilig die Berührungen mit den Weissen auf die Insulaner der Südsee wirken, hat jüngst wieder S. S. Hill nachgewiesen in seinen *Travels in the*

übrigen Eilandfluren bleibt er gleichfalls nicht aus, sobald die Berührung mit den Europäern eine andauernde ist und je größer die Zahl der Ansiedler wird. Er geht rascher auf fruchtbaren und gesunden Inseln, und je mehr diese in der großen Fahrbahn der Handelsschiffe liegen, wie z. B. Otaheiti und die Sandwich-Gruppe. Neucrdings beginnt der langsame Zersetzungsprocess auch auf den Fidschi-Inseln, einem Archipelagus von 154 Eilanden, von denen etwa ein Drittel bewohnt ist. Die guten Häfen, das den Weißen zusagende Klima und die üppige Fruchtbarkeit des Bodens haben nach und nach eine Anzahl von Nord-Amerikanern und Engländern zur Niederlassung auf den größeren Eilanden bewogen, wo sie Landeserzeugnisse eintauschen. Ein kaufmännischer Bericht schildert sie als die reichste und werthvollste Gruppe Polynesiens. „Man erreicht dieselbe in sieben bis zehn Tagen von den englischen Colonien Neu-Hollands oder Neu-Seelands aus, und sie werden künftig einmal eine ähnliche Stellung zu Australien erhalten, wie heute Westindien zu Europa und Amerika. Diese Gruppe ist so ergiebig, daß sie eine Million Menschen ernähren könnte; gegenwärtig wird sie von höchstens 130,000 Kannibalen bewohnt. Schon jetzt liefert sie Zucker, Baumwolle und Taback; Versuche mit dem Anbau von Kaffee, Reis und Indigo sind vortrefflich gelungen, und alle tropischen Erzeugnisse gedeihen, denn die Fidschi-Inseln liegen zwischen dem 15. und 19. Grade südl. Breite. Sie sind offenbar vulkanischen Ursprungs, doch haben sie jetzt keinen Feuerberg mehr, aufser jenem bei Savu-Savu an der Südküste der großen Insel Pau, an welchem sich dann und wann Rauch zeigen soll. Die Basaltkegel erheben sich bis zur Höhe von einigen tausend Fuß und sind bis zum Gipfel hinauf bewaldet. Vom Brotfruchtbaum haben die Inseln neun Varietäten; Bananen, Cocuspalmen und sechs Arten von Yams, sammt anderen Wurzelfrüchten liefern reichliche Nahrung. Trotzdem sind die Bewohner Menschenfresser.“

Die Fidschi-Inseln sind von Wilkes (*United States Exploring Expedition*, New-York 1851, Octavausgabe, Kapitel 22 bis 27, S. 362—469) ausführlich beschrieben worden. Er besuchte sie 1840 und seine Aufnahmen gelten, mit wenigen Ausnahmen, für sehr genau. Es bleibt bemerkenswerth, daß der beste Hafen der ganzen Gruppe, auf Kaataru, der am weitesten nach Süden liegenden Insel, bis 1855 völlig übersehen worden ist; er wurde erst im November des eben genannten Jahres von dem Commandeur Boutwell, Schiff John Adams, aufgefunden. Wilkes schildert die Bewohner als wilde und grausame Barbaren, und wenn wir seine Darstellungen mit anderen Berichten vergleichen, so haben wir keinen Grund zu der Annahme, daß er irgendwie übertreibe. Es ist Thatsache, daß sie Hunderte von Weißen geschlachtet und verzehrt haben. Sie sind Menschenfresser nicht nur weil ihre Religion es vorschreibt, sondern weil Menschenfleisch ihnen vorzugsweise mundet und für den größten Leckerbissen gilt. Es gehört zur Höflichkeit, daß ein Freund dem andern von Zeit zu Zeit einen Arm

Sandwich and Society Islands, London 1856. Indem die Europäer eine nur dem kaukasischen Menschenstamme zusagende Civilisation ganz anders gearteten, von der Natur durchaus verschiedenen angelegten Menschen aufzwingen, sind sie „*struggling against a very common ordinance of nature, by which men in the infancy of society perish upon the advent of men in a condition in advance of them.*“

oder eine Lende schickt, die mit Dank für den Geber auch dann verspeist wird, wann sie schon etwas angegangen ist. Der Fidschi-Insulaner bedient sich eines sehr bezeichnenden Vergleichs, wenn er einen Leckerbissen beschreiben will; er schmecke ihm, sagt er, so zart wie Menschenfleisch. Menschenopfer werden jetzt häufiger als in früheren Zeiten dargebracht, weil die Liebhaberei an der „süßen Speise“ gewachsen ist; und als Wilkes Vorstellungen dagegen machte, erklärte man ihm offen und rund heraus: „es schmeckt gut“, *vinaka*. Die zahlreichen Häuptlinge liegen häufig in Fehde mit einander, man unternimmt Raubzüge, um Menschen zu fangen, die dann erschlagen und verspeist werden; jeder Kriegsgefangene oder im Treffen Gefallene wird gebraten. Noch mehr; die Kannibalen verzehren nicht bloß ihre Feinde, sondern verspeisen auch das Fleisch ihrer Freunde, und es wird erzählt, daß, wenn einmal Noth eintritt, die Familien ihre Kinder austauschen, um doch wenigstens nicht ihr eigenes Fleisch und Blut zu fressen. Das Fleisch weiblicher Körper wird vorgezogen; Frauen dürfen kein Menschenfleisch in Gegenwart der Männer zu sich nehmen, auch ist der Genuß im Allgemeinen ein Vorrecht des Adels, weil das gemeine Volk nur dann etwas erhält, wenn so großer Ueberfluß da ist, daß die Edelleute nicht alles verzehren können. Auf das Einsalzen versteht man sich nicht; dem Volke ist übrigens das Recht zuerkannt, die Knochen abzunagen, welche ein Edelmann ihm zuwirft.

Gewiß ist es wünschenswerth, daß einem so grauenhaften Treiben ein Ende gemacht werde. Aber leider geben uns die Weisen auch auf den Fidschi-Inseln dasselbe widerwärtige Schauspiel, wie auf den meisten übrigen Eilanden im Großen Ocean. Die niedrigen Motive des Handelsneides und der Eifersucht verschiedener Nationalitäten und Kirchen treten auch dort in schroffer und höchst unerfreulicher Weise hervor. Die neuesten Vorgänge auf Viti Levu und anderen Eilanden der Gruppe liefern dafür abermals einen Beweis. Wir erzählen sie nach dem allerdings einseitigen Berichte des Nord-Amerikaners David Stuart (*New York Weekly Herald* 1856, S. 50), aber auch diese Mittheilung charakterisirt die Zustände sehr scharf und zeigt, daß die Handelsrivalität eine große Rolle spielt. Wir wollen noch einige Angaben vorausschicken. Als Wilkes sich bei den Fidschi-Inseln befand, wurden zwei seiner Offiziere von den Kannibalen des Eilandes Malolo ermordet, und als die Auslieferung der Schuldigen nicht erfolgte, einige Ortschaften der Eingeborenen dem Boden gleich gemacht. Damals wurde diese Züchtigung von den englischen Missionären gebilligt, jetzt erinnern sie wieder an jenen Vorgang und verdammen ihn. Aber englische und französische Kriegsschiffe haben mehr als einmal die Dörfer der Insulaner in Brand geschossen, weil sie nur dadurch die Mörder und Menschenfresser bestrafen können, welche sich in's Innere flüchten und dann nicht zu erreichen sind.

Das Wesentliche aus Stuart's Bericht über die neuesten Vorgänge ist Folgendes. Vor einiger Zeit entbrannte zwischen den verschiedenen Häuptlingen ein heftiger Kampf um die Oberherrschaft, der sehr blutig war und viel Feindesfleisch in die Töpfe der verschiedenen Parteien lieferte. Univala oder Thakombau war glücklich im Kriege, bezwang viele Inseln und wurde ein mächtiger Häuptling. An einer derselben litten zwei amerikanische Walfischfahrer Schiffbruch. Sobald Thakombau davon Kunde erhielt, ließ er die Schiffsmannschaft ermorden, braten und verzehren; die Schiffe wurden ausgeplündert. Bald nachher wurde ein ame-

rikanischer Schooner, welcher den weissen Kaufleuten zu Levuka auf der Insel Ovalau gehörte, um Holothurien (Tripang) und Cocusöl einzunehmen, auf Befehl des Häuptlings geraubt; zwei Matrosen wurden durch Keulenschläge getödtet und aufgeessen. Um dieselbe Zeit erschienen auf Ovalau einige Engländer aus Sydney in Neusüdwaales, meist Handwerker; sie kamen als wesleyanische Missionäre, wurden von den Amerikanern wohlwollend aufgenommen und gaben den Kindern derselben Unterricht. So weit ging Alles gut. Bald nachher landeten in Levuka drei französische Mönche, sehr unterrichtete und gebildete Männer, die gleichfalls gute Aufnahme bei der kleinen amerikanischen Gemeinde fanden; sie wurden aber von den Wesleyanern angefeindet, welche die Bekehrung der Kannibalen allein besorgen wollten. Die Amerikaner traten zusammen und ersuchten die Engländer, sich nicht weiter mit der Verkündigung des Christenthums zu bemühen; die drei Franzosen seien „Gentlemen“ und offenbar das, wofür sie sich ausgäben, nämlich wirkliche Missionäre. Man hielt die Wesleyaner für ehemalige Sträflinge, wollte sie aber nicht geradezu verdrängen. Indessen wurde der Schulunterricht von nun an den Mönchen übertragen.

Inzwischen dauerte der Krieg unter den Eingeborenen fort, Mord und Raub waren an der Tagesordnung, und die Ansiedler auf Ovalau wandten sich um Schutz an die amerikanische Regierung, welche ihnen dann auch das Kriegsschiff St. Marys sandte. Die Insulaner versprachen Schadenersatz und Besserung, hielten aber nicht Wort und fingen bald nachher, als sie keine Kanonen mehr sahen, abermals an, die Kaufleute zu belästigen. Die Wesleyaner hatten Levuka verlassen und waren zu den Häuptlingen gegangen, die, nach Stuarts Versicherung, von ihnen zu Feindseligkeiten aufgestachelt wurden. „Die gegen uns verübten Missethaten waren entsetzlich; unsere Häuser wurden geplündert, unser Eigenthum wurde gestohlen, unsere Familien waren nicht sicher und wir mußten tagtäglich für unser Leben fürchten. So wurden wir von einer Insel zur andern getrieben, und waren dem Häuptling Thakombau völlig preisgegeben. Die Wesleyaner traten als erbitterte Verfolger der französischen Mönche auf. Wir erfuhren, dafs das Schiff Onco aus Nantucket bei der Turtle-Insel gescheitert war; die Wilden hatten 28 Mann am Bord desselben erschlagen; das Schiff Charles Doggeti, das in der Gruppe Handel trieb, lief auf ein Korallenriff, die Wilden tödteten neun Matrosen; sie ermordeten ferner den Capitain und zwei Leute vom Schiffe Amiable Josephine.“ Stuart führt noch eine Reihe ähnlicher Fälle auf und hebt insbesondere hervor, dafs sie einen Amerikaner, der angelegt hatte, um Wasser einzunehmen, überfielen, die Frau des Capitains ermordeten, sein Kind in der Weisheit umbrachten, dafs sie ihm den Schädel auf einem Steine zerschmetterten, und nachher den Mann erschossen. Alle jene erschlagenen Weissen wurden aufgeessen. Thakombau befahl bei Todesstrafe den amerikanischen Kaufleuten, die Fidschi-Inseln zu meiden; sie mußten gehorchen und ihr Eigenthum zurücklassen; die englischen Missionäre durften bleiben. Die Amerikaner kamen jedoch wieder und warfen Verschanzungen auf. Da stifteten, wie Stuart behauptet, jene Wesleyaner einen ihrer eingeborenen Zöglinge an, der als Schullehrer fungirte, die Wohnungen der Amerikaner in Brand zu stecken. Dem mag sein, wie ihm wolle; man sieht, wie gehässig diese „Christen“ gegen einander verfahren.

Endlich erschien das amerikanische Kriegsschiff John Adams, Commandeur

Boutwell. Diesem wurden alle Klagen gegen die Engländer, welche unbeschränkten Einfluß auf die Insulaner übten, ausführlich vorgetragen. „Es wurde dem Commandeur auch mitgetheilt, daß diese englischen Missionäre ausgedehnten Handel trieben und sehr bedeutende Geschäfte machten. Sie kümmerten sich nicht um ihre geistlichen Obliegenheiten. Sie fürchteten und ärgerten sich über den unternehmenden Geist, den sie in unserer (amerikanischen) Gemeinde fanden; sie hatten es darauf abgesehen, den amerikanischen Handel in diesem Archipelagus zu erdrücken; sie kauften von den Eingeborenen Tripang, Cocusußöl, Schildpat etc. auf und verschifften dasselbe für eigene Rechnung. Wenn nun ein amerikanisches Schiff kam, so fand es keine Waaren, außer es kaufte sie von den Engländern, und da diese ihre eigenen Ansichten vom Geschäft hatten, so wurden sie schnell reich.“

Man sieht aus diesen Worten ganz klar, daß aus denselben Aerger und Neid gegen gewandte und erfolgreiche Handelsconcurrenten spricht. Stuart hebt an einer andern Stelle hervor, daß diese Wesleyaner Schuster und dergleichen seien. Nun, sie werden zu Werke gegangen sein, wie Tausende von amerikanischen Methodisten, die gleichfalls Handwerker sind und nebenher auch Missionäre. Was Stuart an seinen Landsleuten völlig in der Ordnung finden würde, daß sie nämlich nicht bloß predigen, sondern auch arbeiten, tadelt er an den Engländern, die ihm Concurrenz machen; es verdriest den Yankeekaufmann, daß Schuhmacher ihm das Geschäft verdarben und reich wurden. Man kann deshalb auf seine Anschuldigungen gegen dieselben keinen Werth legen.

Boutwell trat mit den Häuptlingen in Unterhandlung und sie versprechen auch diesmal Besserung; sie kamen sogar an Bord des John Adams, und ließen sich bewegen, sehr beschwerende Aussagen gegen die Engländer zu machen, denen freilich kein Kriegsschiff zur Verfügung stand. Auch die wesleyanischen Engländer gingen unerschrocken auf das amerikanische Schiff, fragten, welches Recht der Commandeur habe, sich in die inneren Angelegenheiten der Inseln zu mischen, und lasen ihm Paragraphen aus *Kent's Commentaries on Arbitration* vor. Zugleich vertheidigten sie den Kannibalen Thakombau gegen die Anschuldigungen der amerikanischen Kaufleute. „Aber die allwaltende göttliche Macht“, schreibt der Handelsmann Stuart, „hatte unsere flehentlichen Gebete erhört, und Commandeur Boutwell war der Auserwählte des Herrn, um uns Hülfe zu leisten. Als der Kannibalenfürst sah, daß die Engländer ohnmächtig waren, gestand er seine Schuld ein und bat den Capitain um Schonung.“

Aus der Schilderung geht hervor, daß die Engländer von ihren amerikanischen Handelseoncurrenzen gezwungen wurden, das Feld zu räumen, und einer derselben, welchem sie nachsagen, daß er eine Frau des Häuptlings „entehrt“ habe, mußte sich nach Sydney einschiffen. Man sieht, es ist Schmutz hüben und Schmutz drüben, und Menschenfresser, Wesleyaner und Yankeekaufleute bieten allesammt ein unerfreuliches Schauspiel dar. Und dann begann Commandeur Boutwell mit seinem Strafgericht. Die Häuptlinge der Ortschaften Sassalassa und Nubia hatten gegen Amerikaner Grausamkeiten verübt; das Schiff John Adams segelte in die Suva-Bay und schofs beide Plätze in Brand. Auch die Ortschaft Yutia ging in Flammen auf, denn die congrivischen Raketen trafen ihr Ziel sicher; auch wurden noch einige andere Städte eingäschert. Dann fuhr Boutwell ab.

Aus einer andern amerikanischen Mittheilung ersieht man, dafs jener Kanibale Thakombau Christ ist. Die Amerikaner haben ihn gezwungen, ein Papier zu unterzeichnen, in welchem er sich verpflichtet, ihnen Schadenersatz zu zahlen, falls die Fidschi-Inseln an Grofsbritannien abgetreten würden. Die „Bekehrung“ des Fürsten, der sich Tui Viti, d. h. Herr von Viti, nennt, hat unter folgenden Umständen sich begeben. Die große Ortschaft Bau steht auf einer kleinen, unfern von Viti Levu liegenden Insel, und ihr Häuptling war Thakombau, der sich eher als andere Häuptlinge die Feuerwaffen aneignete und dadurch ein großes Uebergewicht gewann. Allmählig lernten aber auch seine schwarzen Gegner, mit Feuerwaffen umzugehen. Im vorigen Jahre kam Georg Tuboa, der „Usurpator“, König von Tonga, ein standhafter Christ, der als Anführer der methodistischen Faction die höchste Gewalt auf den Tonga-Inseln sich angemafst hat, mit 3000 Mann nach den Fidschi-Inseln, um einige bewaldete Eilande zu erwerben, da es ihm in seinem Reiche an Holz fehlt, um so viele Schiffe zu bauen, als er haben will. Er leistete dem Fürsten Thakombau Hülfe gegen dessen Feinde. Vermittler dieses Bündnisses, welches den Amerikanern in keiner Weise genehm erschien, waren wieder die Methodisten, die jenen König Georg sogar mit nach Sydney nahmen, um demselben einen Begriff von der Macht Englands zu geben. Nach der Rückkehr aus Neusüdwaies bewog er seinen Freund Tui Viti, das Christenthum anzunehmen. Seitdem frifst er seine Feinde nicht mehr auf, sondern zwingt sie, sich zum „Lotwing“ zu bekennen, d. h. die Religion der Weifsen anzunehmen.

Wir erfahren weiter, dafs schon 1850 die Missionäre auf den Tonga-Inseln den dortigen Häuptlingen den Vorschlag machten, die ganze Gruppe der Königin Victoria abzutreten, allein Georg Tuboa wollte auf die Anträge nicht eingehen, sondern Selbstherrscher bleiben; doch hat er im November 1855 sich zur Abtretung geneigt erklärt. Auch mehrere Häuptlinge der Fidschi-Gruppe haben sich unter englischen Schutz gestellt und erkennen die Oberherrschaft Grofsbritanniens an.

Nicht minder unerquicklich sind neuere Vorgänge auf den Navigatoren oder Samoa-Inseln, die nordöstlich vom Fidschi-Archipel liegen. Auf diesen Eilanden geben die englischen Missionäre eine Zeitschrift heraus, den *Samoan Reporter*, aus welcher ich in der *Geographical and Commercial Gazette*, New-York 1855, p. 8 Auszüge finde. Ihnen zufolge besteht die Bevölkerung der Inselgruppe aus 33,901 Seelen, welche sich auf die sechs Inseln in folgender Weise vertheilen: Upolu 15,587; Savaii 12,444; Tutuila 3389; Manua 1275; Manono 1015 und Apolima 191. Davon waren 11,736 Männer, 9844 Frauen, 6456 Knaben, 5865 Mädchen. In dem Hafensplatze Apia auf Upolu waren etwa 60 Weifse ansässig und eben so viele andere über die Gruppe zerstreut. Dieser Hafen ist sehr bequem und wird von allen Walfischfahrern angelaufen, welche in der eigentlichen Südsee kreuzen. Auf Tutuila liegt der gleichfalls sichere Hafen von Pago Pago, auf Savaii jener von Matoate, diese beiden sind aber nicht in allen Jahreszeiten so leicht zugänglich wie der von Apia, welcher offenbar im Fortgange der Zeit sich zu einem wichtigen Handelsplatz umgestalten wird. Er liegt sehr günstig und ist schon heute Sitz eines amerikanischen und eines englischen Consuls.

Die Samoa-Inseln werden als „ein Garten im Süd-Pacife“ bezeichnet; der Boden ist fruchtbar und wird den Anbau tropischer Producte reichlich lohnen, sobald fleißige Arbeiter in's Land geschafft werden, denn die Bewohner dieser Schiffer-Inseln sind träge. Sie gehören dem braunen polynesischen Stamme an, während ihre Nachbarn auf den Fidschi-Inseln schwarz und papuartig sind, und stehen unter einer Anzahl von Häuptlingen, deren man allein auf Upolu sieben zählt; der mächtigste unter denselben war, als die *United States Exploring Expedition* 1840 die Gruppe besuchte, ein hochbetagter Mann, Malicotea, den Dr. Pickering (*The Races of Men and their Geographical Distribution*. London 1851, p. 72) eine sehr intelligente und ehrwürdige Person nennt. Der Missionär Gardie schilderte diesem Arzte die Samoaner als verständige und zum Theil sehr wohl unterrichtete Leute, die sich nicht genug darüber wundern können, dafs manche weisse Matrosen so unwissend sind. Schreibpapier bildete einen nicht unwichtigen Einfuhrartikel. Pickering hebt hervor, dafs sie ein geordnetes Familienleben führen und dafs er überhaupt bei den westlichen Polynesiern nicht jene geschlechtlichen Ausschweifungen gefunden habe, wie bei denen auf den östlichen Gruppen ¹⁾. Dem oben angeführten *Samoan Reporter* zufolge kamen die ersten Missionäre 1730 nach den Schiffer-Inseln; gegenwärtig bekennen sich die Bewohner, mit Ausnahme etlicher Hundert, wenigstens äusserlich zum Christenthum, und der grösste Theil der Bibel ist in ihre Sprache übersetzt und gedruckt worden. Man findet auf der Inselgruppe 177 protestantische Kapellen, 170 Wochen- und 147 Sonntagschulen; ausserdem 7 katholische gottesdienstliche Gebäude für etwa 500 Mitglieder der römischen Kirche.

Leider werden die Samoaner von den Nord-Amerikanern in einer Weise mißhandelt, dafs selbst Yankees sich laut gegen ein so ungerechtfertigtes Verfahren erheben. Vor mir liegt ein Bericht aus Valparaiso vom 30. Juni dieses Jahres, der im *Panamá Herald* und *New York Weekly Herald* (p. 278) Aufnahme gefunden hat. Die Vorgänge auf den Navigatoren bilden ein Nebenstück zu jenen auf den Fidschi-Inseln, nur dafs hier nicht wilde Menschenfresser, sondern christliche, friedliche Indianer mit Füßen getreten wurden, „ein schwaches uns vertrauendes Volk, welches seither unsere Flagge respectirt und uns gleichsam vergöttert hat.“ In Apia haben die Vereinigten Staaten einen Herrn Van Kamp als Handelsagenten, der durch sein eigennütziges und gewalthätiges Benehmen oftmals in Irrungen gerathen war. Als nun Commodore Mervin mit dem Kriegsschiff *Independence* vor Apia erschien, verlangte Van Kamp Genugthuung und Schadenersatz; die Insulaner hätten ihm eine Kuh getödtet, eines seiner Schweine verspeist, und Bretter nicht herausgegeben, die von einem Herrn Van Kamp gehörenden Wrack an's Land getrieben seien. Das waren die „schweren“ Beschuldigungen. Die Sache selbst sieht kleinlich aus, ist aber bezeichnend. Van Kamp verlangte für Kuh und Schwein 36 Dollars Schadenersatz, die Samoaner wollten aber nicht zahlen, weil die Anklage falsch sei. Es stellte sich heraus, dafs die

¹⁾ *They are by no means a licentious people, — I had formed some acquaintance among this people, a community that dwell together and love one another; and on parting I felt regrets not experienced at any other place we visited.* Pickering p. 73.

Kuh an einem Abhange hinuntergefallen war und sich vermittelst eines Strickes, mit welchem man sie an einen Pfahl festgebunden, den Hals umschlungen hatte. Die angeklagten Häuptlinge, welche sich äußerst würdig benahmen, brachten einen Dolmetscher, einen Engländer, mit, um den Sachverhalt auseinander zu setzen; der Commodore wollte aber denselben nicht anhören, benahm sich in einer höchst brutalen Weise, und verlangte nur ein Ja oder Nein. Dabei fluchte er entsetzlich, zum Schrecken der Eingeborenen, welche dergleichen nicht kennen. Dafs die Insulaner in Betreff der gestrandeten Schiffsplanken zu einem Bergelohn berechtigt seien, wollte er nicht zugeben. Kurz und gut, wenn man nicht zahle, werde er eine Bombe nach Apia hinschicken, und wenn man dann nicht zahle, eine Breitseite abfeuern, und erfolge auch nach solcher Warnung die Zahlung der 36 Dollars nicht, die Stadt niederbrennen. Ein zweiter Engländer, Devoe, bemühte sich, auseinander zu setzen, dafs den Samoanern offenbar Unrecht geschehe; der Commodore behandelte ihn in äußerst roher und grober Weise, verbot ihm den Mund und wies ihn fort. Und als der Gewalt gegenüber die Häuptlinge sich zur Zahlung der 36 Dollars verstanden hatten, kamen noch eine Menge kleinlicher Chikanen hinterher. So erklärte Mervin, an den Sabbath der Samoaner kehre er sich nicht, und liefs durch lärmende Arbeiten den Gottesdienst stören; die Eingeborenen sollten seinen, den nordamerikanischen Sabbathtag feiern, nach seinem Kalender leben.

Die „Wilden“ entwarfen eine Schrift an den nordamerikanischen Präsidenten, in welcher sie sagen, das sie „civilisirt“ genug seien, um zu wissen, dafs sie einem Kriegsschiffe mit 1000 Mann gegenüber sich fügen müßten, obwohl sie im Rechte seien. Sie schildern das gewalthätige Benehmen Mervin's Schritt vor Schritt, und weisen nach, worauf es der Handelsagent Van Kamp eigentlich abgesehen habe. Der Engländer Devoe sei ein Kaufmann, dessen Laden eine stärkere Kundschaft besitze, als jener Van Kamps; dieser letztere habe es auch auf den Erwerb von Grundstücken eines gewissen Robinson abgesehen, den er so lange gequält habe, bis er aus Apia abgezogen sei. Van Kamp verkaufe Branntwein, wolle aber anderen Handelsleuten verbieten, ein Gleiches zu thun.

Da selbst amerikanische Zeitungen sich der schwergequälten Samoaner annehmen, so ist in die Richtigkeit der obigen Mittheilungen wohl kein Zweifel zu setzen. Auch wissen wir aus vielen anderen Beispielen, dafs gerade die Amerikaner rasch mit einem gewalthätigen Verfahren bei der Hand sind. A.

Land und Volk im Süden des Golfs von Carpentaria.

Das Februarheft der „*Proceedings*“ der Londoner geographischen Gesellschaft enthält einen Bericht des Marine-Lieutenants W. Chimmo, der im verflossenen Jahre beauftragt war, die nordaustralische Expedition Gregory's aufzusuchen, mit interessanten Mittheilungen über die Landstriche, welche das britische Gouvernement zur Anlage einer Verbrecher-Colonie neuerdings in's Auge gefaßt hat. Albany-Inland, am östlichen Eingange zum Golf von Carpentaria, hält Chimmo für sehr geeignet zu jenem Zweck, wenn nicht etwa der heisse Nordwest-Monsun,

der den gesunden, während der Hälfte des Jahres wehenden Südost-Passat ablöst, einen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit äußern sollte. Weniger empfehlenswerth schien ihm das zum Theil kahle Cap York, zumal da es von flachen Buchten umgeben ist. Ueber das Land am Südende des Golfs von Carpentaria äußert er sich folgendermaßen:

Da die Barre des Albert River es dem Dampfer Toreh unmöglich machte, in den Strom einzulaufen, fuhr ich ihn mit Booten aufwärts bis zu seiner Quelle, 54 Miles von der Küste. Von hier aus durchstreiften wir das Land, welches auf mich nicht den Eindruck der unermesslichen Ueppigkeit machte, die ich erwartet hatte; die ganze Gegend war vielmehr öde und dürr. Das lange Gras war vor Kurzem durch Feuer zerstört (die Eingeborenen zünden es oft an, um die Jagd auf Känguru's, Schlangen u. dgl. zu erleichtern); die großen Gummibäume und Akazien zeigten mit Ausnahme derer, die unmittelbar am Flußufer standen, einen herbstlichen Anblick; die heftigen Regengüsse während des Nordwest-Monsuns hatten tiefe Furchen in das Land gerissen und mächtige Bäume entwurzelt; kurz — ich erhielt keine günstige Meinung, weder von der Wichtigkeit des Flusses, noch von dem Reichthum der Gegend, obgleich ich sie unter den günstigsten Umständen, im Winter und bei Südost-Passat sah. Was aus dem Lande im Sommer, während des Nordwest-Monsun, während heisser Winde und veränderlichen Wetters werden muß, mag ich kaum sagen. Das Maximum des Thermometerstandes im Schatten war $+18^{\circ}$ R., das Minimum $+10^{\circ},6$ R., in der Sonne $+45^{\circ},5$ R. (Monat August). Der Ozone-Gehalt variierte zwischen 1 und 3.

Wir trafen nur einmal mit Eingeborenen zusammen. Als wir den Fluß abwärts fuhren und eben um eine Windung bogen, sprangen plötzlich 18 von ihnen auf, zu denen bald noch 10 andere stießen. Alle waren mit Speeren, Wurfspiessen, und Schilden bewaffnet, schrien und lärmten; ich erwartete in jedem Augenblick, daß der Speer, den der Häuptling in der Hand hielt, auf uns geschleudert werden würde. Für eine solche Eventualität liefs ich zwei Gewehre schußfertig halten. Sie suchten uns durch die lebhaftesten Gesticulationen zum Landen zu bewegen; aus Besorgniß vor einer Collision ertheilte ich aber nicht die Erlaubniß dazu, sondern gab ihnen durch Zeichen zu verstehen, sie möchten sich, mit Ausnahme des Häuptlings, etwas zurückziehen, dann würde ich landen und mit ihm sprechen. In der That setzten sie sich in einiger Entfernung auf einem kleinen Hügel nieder und beobachteten mit der größten Aufmerksamkeit unsere Schritte. Ich ruderte dann zurück und gab dem Häuptling Zwieback, Pfeifen, Taback, Angelhaken und ein großes buntes Taschentuch, das ihn mit närrischer Freude erfüllte; er band es um seinen Kopf und um seine Hüften und tanzte wie besessen auf dem aufgeweichten Boden, in den er bei jedem Sprunge bis an die Knie einsank. Ihre drohende Stimmung war nun besänftigt und sie schienen zufrieden. Bei einigen dieser Eingeborenen bemerkte ich den Mangel eines Augenzahns, — ein Zeichen, daß sie mannbar, 16 bis 17 Jahr alt geworden waren. Auch horizontale Narben zeigten sich an ihrem Körper, 5 — 6 Zoll lang, die von der Brust abwärts allmählich kürzer wurden. Beschneidung war allgemeiu. Es befanden sich unter ihnen keine Weiber, — ein sicheres Zeichen, daß ihre Absichten ursprünglich nicht freundlicher Art waren. Sie folgten uns längs des Ufers 15 Miles abwärts, bis ein Sumpf die fernere Verbindung mit ihnen unmög-

lich machte. Wir gaben ihnen einige Abschiedsgeschenke, darunter ein zweites Taschentuch, und sie boten uns ihre Waffen zum Tausch an. Ich war froh, von ihnen auf freundschaftliche Weise loszukommen. Alle Expeditionen nach dieser Küste haben über die Verrätherci der Eingeborenen zu klagen gehabt; und ich hätte es lebhaft bedauert, wenn irgend ein Ereigniß einen übeln Eindruck auf sie gemacht und ein Rachegefühl in ihnen hinterlassen hätte.

Wenn man in den Fluß hineinfährt, so zeigt sich 12 Miles weit auf beiden Ufern nichts als dichtes Gebüsch von Mangrovien, welches den schlammigen Boden bedeckt. Weiter aufwärts wird die Einförmigkeit durch das Erscheinen einiger hochstämmiger Gummibäume und Akazien einigermaßen verändert. Von dem Punkte ab, wo der Fluß sich nach Süden und Südwesten wendet, erheben sich unter den Mangrovien kahle Klippen von 10 bis 30 Fufs Höhe und bringen mehr Mannichfaltigkeit in die Seenerie. Es zeigen sich kleine, mit Mangrovien bestandene Inseln, zur Zeit des niedrigen Wasserstandes mit sandigen Stellen. Vierzig Meilen stromaufwärts tritt ein neuer Wechsel ein: unter die Mangrovien mischen sich verschiedene Arten von Gummibäumen und Akazien, hin und wieder auch eine Palme. Um Ufer bilden Bambus, Binsen, kriechende Pflanzen eine dichte und mannichfaltige Vegetation. Der Fluß ist im Allgemeinen sehr gewunden und bietet bei niederem Wasserstande einen ganz anderen Anblick dar, als bei hohem. Die Baumstümpfe, die Sand- und Lehmبانke, die Miniatur-Inseln, die sich um versunkene Baumstämme gebildet haben, sind bei hohem Wasserstande sämmtlich überfluthet, so daß sich dann eine ununterbrochene Wasserfläche dem Auge darbietet.

Ich besuchte Flinders Bountiful Island und Sweers Island. Auf dem erstern fanden wir am Strande und in den Lagunen zwischen den Corallen-Riffen viele Schildkröten, von denen wir 60 fingen, jede über 3 Ctnr. schwer. Mitten auf der Insel sah ich auf einer sandigen Stelle die Gebeine von fünf Personen, die entweder vor Hunger gestorben oder hier begraben waren. Sie lagen alle in derselben Richtung, mit dem Kopfe nach Norden. Ich glaube, daß kein Grab gegraben war, sondern daß sich der bewegliche Sand um die Leichname aufgehäuft und ein Grab gebildet hat. Sie hatten weder Speere und Waffen noch andere Geräthschaften bei sich. Ein paar Schildkrötenschaalen, Muscheln von *Haliotis* und *Helix*, lagen rund umher. Der obere Augenzahn, den die Nord-Australier, wenn sie in das Alter der Pubertät treten, auszuziehen pflegen, fehlte hier nirgends, und hieraus schloß ich, daß diese Personen nicht zu den Eingeborenen, sondern wahrscheinlich zu der Mannschaft der malayischen Proa gehörten, deren Wrack wir bei Sweers Island gefunden hatten. Die Nord-Australier setzen ihre Todten gewöhnlich auf Bäumen oder in Höhlen bei, mit dem Kopfe nach Osten, umgeben sie mit Rinde oder Matten, legen auch stets einige Kriegs- oder Fischerei-Geräthschaften neben sie. Von diesen Begräbnisgebräuchen war neben den Skeletten, von denen ich einen Schädel zur genaueren Untersuchung mitnahm, keine Spur zu entdecken.

Sweers Island, auf dem man die von Flinders, von der Mannschaft des *Beagle* vor 15 und von der des *Investigator* vor 54 Jahren gegrabenen Brunnen aufsuchte und auffand, ist eine niedrige, mit Gummibäumen, Akazien, *Pandanus*

dichtbewaldete Insel, deren Boden zum Anbau von indianischem Korn, Yams, Baumwolle u. s. w. geeignet ist. —n.

Die Erforschung des La Plata und seiner Zuflüsse durch Th. T. Page.

Sobald durch Urquiza's einsichtsvolle Politik der La Plata und seine Zuflüsse den Handelsschiffen aller Nationen geöffnet waren, dachte die Regierung der Vereinigten Staaten sofort an eine genaue Exploration dieser Ströme, um dem Unternehmungsgeist der nordamerikanischen Handelswelt eine zuverlässige Grundlage für seine Speculationen darzubieten. Th. J. Page erhielt Befehl, mit dem Kriegsdampfer *Water Witch*, einem Fahrzeuge von 8—9 Fufs Tiefgang und 400 Tonnen Gehalt, diese Exploration so weit als möglich auszuführen; er segelte am 8. Februar 1853 von Norfolk ab und hat 3 Jahre auf die Lösung seiner Aufgabe verwendet. Die Resultate seiner Arbeiten denkt er in einem umfassenden Werke dem Publikum vorzulegen; vorläufig hat er dem Marine-Departement einen kurzen Bericht übergeben ¹⁾, dessen wesentlichen Inhalt wir im Folgenden zusammenstellen. Wir bemerken, daß wir das wichtigste Ergebniss, die Constatirung der Schiffbarkeit des Rio Salado, theils nach einem Schreiben Page's, theils nach südamerikanischen Berichten bereits im vorigen Bande der Zeitschrift (S. 186 u. f.) besprochen haben.

Einer vollständigen Erforschung des ganzen Stromsystems traten politische Umstände hindernd entgegen. Die brasilianische Regierung, mit den westlichen Nachbarstaaten in Grenzstreitigkeiten verwickelt, hatte fremden Fahrzeugen auf dem Paraguay nur bis Albuquerque zu fahren gestattet, und fürchtete, eine etwaige dem *Water Witch* ertheilte weitergehende Befugniss möchte als ein Präcedenzfall betrachtet werden, der ihren Territorialansprüchen präjudicirlich werden könnte. Später zeigte sie sich allerdings bereit, diese Einschränkung fallen zu lassen, aber Th. J. Page war inzwischen durch den Schutz, den er einigen in Paraguay lebenden nordamerikanischen Bürgern angedeihen liefs, mit dem Präsidenten von Paraguay in Conflict gerathen, in Folge dessen ihm die Erforschung der diese Republik berührenden oder sie durchfließenden Ströme verwehrt wurde; so mußte er nicht bloß auf die Benutzung der ihm von der brasilianischen Regierung ertheilten Erlaubniss verzichten, sondern sogar die Arbeiten am obern Paraguay einstellen und die Exploration des obern Paraná ganz aufgeben. Ueberall war bei den Erforschungen die Rectification unserer Karten durch tägliche astronomische Beobachtungen ein Hauptaugenmerk, in nautischer Hinsicht wurde das Fahrwasser untersucht, bei tiefem Wasser von 5 zu 5 Minuten, bei flachem so oft als nur irgend möglich Sondirungen angestellt, und die Uferlandschaften, namentlich nach commerciellen Gesichtspunkten, so weit es anging, erforscht.

¹⁾ *Report of the Exploration and Survey of the River „La Plata“ and Tributaries, by Th. J. Page, Commanding U. S. Steamer Water Witch, to the Secretary of the Navy 1856. Washington 1856.* Wir verdanken die Kenntniss dieses Berichts einer gütigen Mittheilung des Herrn Al. von Humboldt.

Gleich im Mündungsgebiet des gewaltigen Stromsystems rühmt sich Page eine wichtige Entdeckung gemacht zu haben. Es ist bekannt und gilt namentlich auch bei einheimischen Schriftstellern, wie bei Macso und Sarmiento, und in der Politik jener Staaten als eine ausgemachte Thatsache, dafs die kleine Insel Martin Garcia, an welcher die in den tiefsten Mündungsarm, den Paraná Guazu, einlaufenden Schiffe vorbei müssen, das Stromgebiet beherrscht; deshalb ist auch in dem Vertrage, den England, Frankreich und Nord-Amerika am 10. Juli 1853 mit der argentinischen Conföderation abschlossen, festgestellt worden, dafs diese Insel, die jetzt dem Staate Buenos Ayres gehört, nicht in den Besitz eines Staates fallen dürfe, der nicht seine Zustimmung zu dem Princip der freien Schifffahrt gegeben habe. Page hat nun eine andere Passage entdeckt, die noch 2 Fufs tiefer ist und „die Grenze zwischen Buenos Ayres und der Banda Oriental bildet,“ eine Entdeckung, die seiner Ansicht nach das Eiland Martin Garcia seiner politischen Bedeutung zum grofsen Theil beraubt. Da er indess über die Lage dieses Fahrwassers keine andere Notiz giebt, als dafs es im Osten von Martin Garcia vorbeiführt und die Jurisdiction über dasselbe nicht ausschliesslich dem Staate Buenos Ayres, sondern auch der Banda Oriental zukommt, sind wir aufser Stande, die Vortheile dieser Entdeckung zu würdigen.

Der Paraná, von dem noch eine Uferstrecke von 145 Miles zu Buenos Ayres gehört, wurde 800 Miles aufwärts bis zur Einmündung des Paraguay befahren. In Folge der tropischen Regengüsse im Quellgebiet seiner Zuflüsse schwillt dieser Strom alljährlich regelmäfsig an; er beginnt im December zu steigen, erreicht seinen höchsten Wasserstand (durchschnittlich 12 Fufs über dem gewöhnlichen Wasserspiegel) im Februar und März, den niedrigsten im August und September. Im October beginnt wieder ein Anschwellen, die sogen. *Repunta*, doch nur um 6 Fufs und nur einen Monat anhaltend. Water Witch untersuchte den Strom im September, zur Zeit des niedrigsten Wasserstandes und fand nirgends Wassermangel; zur Zeit des Anschwellens ändert sich das Fahrwasser, es kann aber von kundigen Stromschifffern leicht erkannt werden. Die Ufer fangen 300 Miles von der Mündung an gut bewaldet zu sein mit Holzarten, die auch für Dampfschiffe ein brauchbares Brennmaterial liefern; die zahlreichen Inseln im untern Laufe sind nur zum Theil den Ueberschwemmungen ausgesetzt, zum Theil aber ihres fruchtbaren Bodens wegen, namentlich für den Reisbau vorzüglich geeignet. Entre Rios hat ausgezeichnete Weiden und ist ein Land der Viehzucht; für den Ackerbau, der auf der offenen Ebene wenig Mühe verursachen und bei der grofsen Fruchtbarkeit des Bodens reichlich lohnen würde, fehlen noch die Arbeitskräfte; man hat mit dem Weizenbau erfolgreiche Anfänge gemacht. Dasselbe gilt von Corrientes, doch ist der nördliche Theil desselben, der nur wenig über dem Niveau der Ströme liegt und mit zahlreichen Seen, Lachen und Rinnsalen bedeckt ist, noch ausschliesslicher auf die Viehzucht gewiesen. Den Holzreichtum dieses Landes haben einige Dampfsägemühlen zu verwerthen angefangen. — Unter den Zuflüssen des Paraná auf der linken Seite verdient nur der *Corrientes* Erwähnung; er fliefst durch den am Besten ausgestatteten Theil des Landes und ist zu gewissen Jahreszeiten schiffbar. Von den Nebenflüssen der rechten Seite ist der *Rio Tercero* von Page nicht erforscht, aber nach den Untersuchungen des Ingenieurs Campbell, der die zum Bau einer Eisenbahn von Rosario

nach Cordova erforderlichen Aufnahmen veranstaltet hat, ist er nicht schiffbar und kann für praktische Zwecke auch nicht schiffbar gemacht werden. Nach der bisherigen Annahme konnte man ihn bis Freirina mit kleinen Barken befahren. Auf den Salado kommen wir später zurück.

Den Paraguay befuhr Page von der Mündung desselben in den Paraná bis Corumba in der brasilianischen Provinz Matto Grosso, 120 Miles jenseits Coimbra, des südlichsten brasilianischen Militärpostens und etwas nördlich von Albuquerque. Bemerkenswerth ist zunächst, daß die Zeit seines Hochwassers der des untern Paraná nicht entspricht. Der Paraguay schwillt 12—15 Fufs an und erreicht seinen höchsten Wasserstand im October, seinen niedrigsten im Februar. Er hat näher an einander stehende Ufer und verhältnißmäßig nur wenig Inseln. Das Fahrwasser ist weniger veränderlich als das des Paraná und der Strom überhaupt leichter zu beschiffen, da er auch keine Klippen und Untiefen hat. Der Water Witch fand in einer Zeit, in welcher der Paraguay schon um 2 Fufs gefallen war, von der Mündung bis Asuncion (250 Miles) nirgends eine Tiefe von weniger als 20 Fufs, erst 700 Miles jenseits Asuncion nimmt das Fahrwasser bis auf 12 Fufs Tiefe ab. Bis Corumba, nördlich von Albuquerque, können Dampfer von 5 Fufs Tiefgang zu jeder Jahreszeit gelangen; bei einem Tiefgang von nur 3 oder 4 Fufs würden sie wahrscheinlich Cuyahá erreichen können, die Hauptstadt von Matto Grosso. Ansiedelungen findet man nur auf dem linken Ufer, stromaufwärts bis 450 Miles jenseits Asuncion, doch im Norden sind sie schon sehr sparsam; zwischen der nördlichsten Ortschaft Paraguay's und der südlichsten Brasiliens, auf einer Strecke von 250 Miles, wohnen nur ungebändigte Indianer, wie auch auf dem rechten Ufer längs der ganzen Ausdehnung desselben. Fast überall ist er von den herrlichsten Wäldern umgeben, die, abgesehen von ihrem Reichthum an unverwüsthlichem Bauholz und feinen Holzarten für Tischlerarbeiten, auch den Dampfschiffen ein brauchbares Brennmaterial liefern; sorgfältigen Versuchen zufolge producirte eine Klafter Paraguay-Holz so viel Dampf als eine Tonne der besten Anthracitkohle.

Von den Nebenflüssen des Paraguay untersuchte die Expedition zunächst die Bahia Negra, die 38 Miles unterhalb Coimbra, unter 20° 10' S. Br. in das rechte Ufer des Paraguay fällt. Die Bahia Negra ist ein bolivianischer Strom, der für die Provinz Otuquis von großer Bedeutung werden könnte. Page drang in ihm 36 Miles aufwärts, fand ihn dann aber mit einem so undurchdringlichen Netz von Wasserpflanzen überzogen, daß er die Weiterfahrt aufgeben mußte, obgleich der Fluß noch 9 Fufs tief war. Er zweifelt nicht daran, daß dieser Strom zum großen Vortheil des südöstlichen Bolivia für die Schifffahrt brauchbar gemacht werden kann. Die bolivianischen Gebirge waren von diesem Punkt aus noch nicht zu erblicken.

Weiter südwärts mündet der Jejuí in die linke Seite des Paraguay; er fließt durch die Mitte dieser Republik und zwar durch den Theil, der sich durch seinen Reichthum an Paraguay-Thee am meisten auszeichnet. Lieut. Ammen fand ihn schiffbar. Dagegen zeigte sich, daß der Confuso, der auf der Seite des Gran Chaco 60 Miles oberhalb Asuncion in den Paraguay mündet, nur mit großer Mühe Schiffen zugänglich gemacht werden könne. Die großen Ströme Pilcomayo und Vermejo zu erforschen, war der Expedition in Folge des Conflicts

mit Paraguay nicht mehr möglich. Nach den im vorigen Jahrhundert angestellten Versuchen muß man den erstern als einen für die Schifffahrt ungeeigneten Strom betrachten, der Vernejo hingegen ist von Oran abwärts mehrmals befahren worden; Page hat ihn mit einem kleinen Dampfer von 20 Zoll Tiefgang und 12 Pferdekraft 250 Miles aufwärts besucht, konnte aber aus dem oben angegebenen Grunde die Exploration nicht weiter ausdehnen. Er hatte mit der starken Strömung des Flusses zu kämpfen.

Dagegen hatte die Expedition noch Gelegenheit gehabt in Paraguay die Lage vieler Punkte astronomisch zu bestimmen und die durch ihren Ackerbau oder ihre natürlichen Producte merkwürdigsten Districte der so lange verschlossenen Republik zu durchforschen. Lieut. Powell unterrichtete sich genau über die Art und Weise, wie der Paraguay-Thee gesammelt und behandelt wird; er besuchte die interessantesten Ansiedelungen der Jesuiten, deren schön und kunstvoll gebaute Kirchen noch jetzt ein Zeugniß von dem Eifer und der Thätigkeit der frommen Väter ablegen, und bestimmte ihre geographische Lage. Wir werden also in dem ausführlichen Werke, welches Th. J. Page in Aussicht stellt, lehrreichen Mittheilungen entgegen sehen dürfen.

Hinsichtlich des Rio Salado haben wir unserm frühern Bericht nur einige Notizen über seinen obern Lauf hinzuzufügen. Lieut. Murdaugh besuchte ihn von Miraflores abwärts, und fand auf der ersten Strecke bis San Miguel in Folge der schnellen Strömung und mehrerer Sandbänke einige Hindernisse. Von San Miguel abwärts werden die Ufer des Flusses höher, gut bewaldet, die Strömung geringer; der Fluß ist hier ganz frei von Hindernissen. Dafs er von Sepulturas abwärts zur Zeit des Hochwassers mit geringen Kosten schiffbar gemacht werden kann, haben wir im vorigen Bande mitgetheilt; die Zeit des niedrigen Wasserstandes ist sehr kurz, im Jahre 1855 dauerte sie nur 2 Monate.

Auch den Uruguay hat die Expedition in den Kreis ihrer Untersuchungen gezogen. Bekanntlich steckt der Salto Grande der Schifffahrt stromaufwärts schon nach 250 Miles ein Ziel. Page bemerkt, dafs sich dieser Wasserfall während des Octobers, zur Zeit des höchsten Wasserstandes, in eine Stromschnelle verwandelt, die mit starker Dampfkraft überwunden werden kann. Da aber der hohe Wasserstand nur von kurzer Dauer ist, wird der Salto Grande stets ein Hinderniß für die Schifffahrt bleiben, das man erst in ferner Zukunft — bei weit vorgeschrittenen Culturverhältnissen, — durch Sprengungen und Schleusen zu beseitigen suchen wird. Von seinen Zuflüssen ist der Miriñay im östlichen Corrientes wenigstens zu gewissen Jahreszeiten schiffbar.

Da die La Plata-Länder von der Natur so vorzüglich ausgestattet sind, dafs sie eines der wichtigsten Culturgebiete des Erdballs werden können, so hat die Expedition des Water Witch durch die Constatirung der Thatsache, dafs der Paraguay einem Kriegsdampfschiff von 9 Fufs Tiefgang bis in das brasilianische Gebiet hinein zugänglich ist und dafs ein so wichtiger Strom wie der Salado von San Miguel abwärts mit geringen Kosten für kleinere Barken brauchbar gemacht werden kann, einen praktischen Nutzen herbeigeführt, den wir nicht hoch genug veranschlagen können. Was die wissenschaftlichen Resultate betrifft, so werden wir über dieselben erst dann vollständig urtheilen können, wenn das ausführliche Werk Page's mit den genauen Aufnahmen, den geographischen Ortsbestimmun-

gen, den Schilderungen der Uferlandschaften in physischer und commercieller Beziehung erschienen sein wird. Wir bemerken nur noch, daß die Expedition reiche naturhistorische Sammlungen, zum Theil aus wenig besuchten Gegenden, nach der Heimath mitgebracht hat. Sie umfassen vierfüßige Thiere, Vögel, Reptilien, Fische, Insecten, Crustaceen, Mineralien, Pflanzen und Pflanzensamen, Proben der schönen Holzarten, an denen diese Landschaften überreich sind, fossile Ueberreste u. s. f. Einige nordamerikanische Naturhistoriker von Ruf rühmen die Reichhaltigkeit dieser Sammlungen in einzelnen Zweigen und versichern, daß in ihnen manche neue Species enthalten ist. Wir haben demnach Grund, der Verarbeitung dieser Materialien mit großen Erwartungen entgegen zu sehen. —n.

Zur Statistik von Surinam und der niederländisch-westindischen Inseln.

Nach dem „*Almanak voor de Nederlandsch West-Indische Bezittingen voor het jaar 1856*“ betrug die freie Bevölkerung von Surinam zu Anfang des Jahres 1854 13,793 Seelen, darunter 6990 Männer und 6803 Frauen; die nichtfreie Bevölkerung 38,545 Seelen, nämlich 18,313 männliche und 20,232 weibliche Bewohner.

Es bestanden in Surinam 256 Plantagen mit einer Bevölkerung von 924 Freien und 32,524 Nichtfreien, woraus sich ergibt, daß von der nichtfreien Bevölkerung mehr als $\frac{5}{6}$ auf die Plantagen und kaum $\frac{1}{6}$ auf die Städte kommt. Unter den Plantagen befanden sich 91 Zuckerplantagen, 52 Kaffeeplantagen, 15 Kaffee- und Kakaoplantagen und 32 Baumwollenplantagen.

Die Zucker-Ausfuhr betrug nach den Niederlanden 22,055,108 Pfd., nach Nord-Amerika 4,651,276 Pfd., nach anderen Plätzen 6,376,634 Pfd., zusammen 33,083,018 Pfd., zu einem Geldwerthe von 2,333,763 Gulden. An Melasse wurden nach Nord-Amerika 672,919 Gallonen und nach anderen Plätzen 277,193 Gallonen, zusammen 950,112 Gallonen zu einem Geldwerthe von 190,022 Gulden versandt. Die Rum-Ausfuhr betrug 94,408 Pfd. zu 57,424 Gulden, die Kaffee-Ausfuhr 66,618 Pfd. zu 140,553 Gulden, die Kakao-Ausfuhr 194,254 Pfd. zu 33,719 Gulden, die Baumwollen-Ausfuhr 677,705 Pfd. zu 219,036 Gulden.

Was die Bevölkerung der niederländisch-westindischen Inseln betrifft, so zählt:

- 1) Curaçao eine Bevölkerung von 11,413 Freien und 5418 Sklaven; darunter 1922 Protestanten, 14,123 Katholiken und 786 Juden;
- 2) Bonaire 1570 Freie, 769 Sklaven; darunter 120 Protestanten, 2218 Katholiken, 1 Jude;
- 3) Aruba 2635 Freie, 566 Sklaven; darunter 428 Protestanten, 2772 Katholiken, 1 Jude;
- 4) St. Martin (niederländischen Antheils) 1300 Freie, 1618 Sklaven; darunter 1187 Protestanten, 100 Katholiken, 2 Juden;
- 5) St. Eustache 785 Freie, 1071 Sklaven; darunter 1308 Protestanten, 230 Katholiken, 315 Methodisten, 3 Juden;

6) Saba 1060 Freie, 649 Sklaven; darunter 1682 Protestanten, 27 Katholiken.

Total-Summe: 18,763 Freie, 10,091 Sklaven = 28,854 Bewohner. —r.

Anregung zu einer neuen Erforschung des Orinoco-Systems.

In der Sitzung der Londoner geographischen Gesellschaft vom 12. Januar 1857 wurde eine Denkschrift des Contre-Admirals Sir Charles Elliot verlesen, welche zu einer neuen Erforschung des Orinoco als eines für den Verkehr mit dem Innern Südamerika's ungemein wichtigen Stromes auffordert. Da eine solche Unternehmung, abgesehen von den erheblichen praktischen Interessen, die sich an sie knüpfen, auch für die Wissenschaft Nutzen verspricht, und Aussicht vorhanden ist, dafs die Anregung nicht unbeachtet bleiben wird, theilen wir unsern Lesern die Denkschrift in einer Uebersetzung mit:

„Ein Officier an der Spitze der Regierung einer Britischen Colonie, die nur wenige Stunden Dampfschiffahrt von der Mündung des Orinoco entfernt ist, greift natürlich mit Interesse zu Humboldt's Bericht über seine Forschungen auf diesem Strom, über den Zusammenhang desselben mit dem majestätischen Amazonasstrom durch die Vereinigung des Cassiquiare und des Rio Negro, eines grofsen Nebenflusses des Amazonasstromes, und über die noch einfacheren Mittel, diese beiden staunenerregenden Stromsysteme, die, jener hohen Autorität zufolge, einen Flächenraum von 190,000 Quadratlieues umfassen, durch die mit keinen Schwierigkeiten verknüpfte Eröffnung eines Canals von 7 bis 8 Miles Länge auf dem Isthmus von Tuamini zu verbinden¹⁾, der zwischen den Quellen des gleichnamigen, in den Orinoco sich ergiefsenden Flusses und denen des in den Amazonas fallenden Rio Negro liegt. Auf jener Reise von 75 Tagen und 1500 Miles, in einem kaum 3 Fufs breiten Boote, welche bei San Fernando am Apure begann und bei Angostura am untern Orinoco endete, sammelten Humboldt und Bonpland nicht nur eine Fülle wissenschaftlicher Beobachtungen, wie sie an Umfang, Mannigfaltigkeit und Werth noch von keinem Reisenden übertroffen ist, sondern Humboldt bereicherte auch den Bericht durch Betrachtungen und Winke von unvergleichlich praktischer Bedeutung.“

„Es giebt keine Untersuchung, welche dem Ruhme dieses grofsen Landes mehr entsprechen und seinen unermefslichen commerciellen Interessen förderlicher sein könnte, als die, auf welche Humboldt in demjenigen Theile seines Reiseberichts aufmerksam gemacht hat, in dem er seine Reise beschreibt von San Fernando am Apure bis zum Zusammenflufs desselben mit dem Orinoco, dann diesen Fluß aufwärts bis San Fernando de Atabapo, dann über den schmalen Trageplatz vom Tuamini zum Rio Negro vermittelt eines viertägigen Marsches durch Wälder,

¹⁾ Es, ist hier die Rede von dem Canal, den A. v. Humboldt dem Spanischen Gouvernement unter König Karl IV. vorschlug, um die Verbindung zwischen San Carlos del Rio Negro und Angostura am untern Orinoco abzukürzen. Der berühmte Reisende drang durch den Atabapo und Tuamini und liefs von den Indianern der Mission von Javita die Canoes am 4. Mai 1800 durch die dichte Waldung an den Caño Pimichin tragen. *Voyage aux régions équinoxiales t. VII. chap. XXII, p. 318.*

endlich diesen schönen Nebenfluß des Amazonenstroms abwärts bis zur Brasilianischen Grenze bei St. Carlos, und von hier auf dem Cassiquiare und Orinoco nach San Fernando de Atabapo zurück, so daß der Zusammenhang dieser beiden großen Fluß-Systeme constatirt wurde.“

„„Depuis que j'ai quitté les bords de l'Orinoque et de l'Amazon,““ schrieb Humboldt 1812 oder 1813, „„une nouvelle ère se prépare pour l'état social des peuples de l'Occident. Au fureur des dissensions civiles succéderont les bienfaits de la paix, un développement plus libre des arts industriels. Cette bifurcation de l'Orinoque, cet isthme de Tuamini si facile à franchir par un canal artificiel, fixeront les yeux de l'Europe commerciale. Le Cassiquiare, large comme le Rhin, et dont le cours a 180 milles de long, ne formera plus en vain une ligne navigable entre deux bassins de rivières qui ont une surface de 190,000 lieues carrées. Les grains de la Nouvelle Grenade seront portés aux bords de Rio Négro, des sources de Napo et de l'Ucayali, des Andes de Quito, et du Haute Pérou, on descendra en bateau aux bouches de l'Orinoque, sur une distance qui égale celle de Timbuctou à Marseilles; un pays neuf, à dix fois plus grand que l'Espagne, et enrichi des productions les plus variées, navigable dans tous les sens par l'internède du canal naturel du Cassiquiare, et du bifurcation des rivières. Un phénomène, qui sera un jour si important pour les relations politiques des peuples, mérite, sans doute, d'être examiné avec soin.““

„In dem von ihm 1814 zu Paris publicirten und dem Reisewerke beigegebenen Atlas liefert Humboldt eine Karte des Apure von der Quelle bis zur Einmündung in den Orinoco, und es ist unmöglich, seinen Bericht über diese Landschaften und die reichen und mannichfaltigen Producte, welche durch diese Schifffahrtslinie erreichbar werden, zu lesen, ohne das Gewicht seiner wiederholten Hinweisung auf die künftige Bedeutung dieser Handels- und Verkehrsstraße anzuerkennen. Aber mit noch größerm Nachdruck betont er den Werth der Schiffbarkeit des Meta, eines Stromes, den er, nicht an Länge, aber an Wasserfülle mit der Donau vergleicht; und er liefert auch von diesem Fluß in dem Atlas eine Karte. Seiner Beschreibung zufolge ist dieser Strom von seiner Einmündung in den Orinoco mindestens 400 Miles weit schiffbar, bis zu seiner Vereinigung mit den Flüssen, welche von dem Plateau von Santa Fé de Bogotá und den reichsten Districten Neu-Granada's herabkommen. Von dem Embarcadero am R. San Juan, der sich in den Meta ergießt, beträgt die Entfernung bis Bogotá, durch die Thäler von Apiay und Caqueza, nicht über 10 Lieues. Mit Rücksicht auf die Kürze der Landreise, zwischen dem Endpunkte der Schifffahrt und dem Plateau, und auf die andern günstigen Bedingungen des Verkehrs, hat man Grund zu vermuthen, daß der Weg nach Bogotá längs des Meta bald die Straße auf dem Magdalenenstrom verdrängen wird, dessen Bassin von verhältnißmäßsig viel geringerer Bedeutung ist.“

„Sobald der Orinoco und seine Nebenflüsse, namentlich der Meta, durch Dampfschifffahrt erschlossen sein werden, ist es im höchsten Grade wahrscheinlich, daß Humboldt's Ansichten über die Weizenzufuhr nach den Küsten des Continents und den Inseln des Caraibischen Meeres Bestätigung finden werden. Diese können ihren Bedarf mit Bequemlichkeit von Cundinamarca und den reichen Plateaus von Neu-Granada beziehen. Ja, in Zeiten eines verhältnißmäßsigen

Mangels in Europa und Nordamerika, kann auf diesen Strömen eine reiche Getreidezufuhr befördert werden, die für die Küsten Europas und die der Vereinigten Staaten bestimmt ist. Auf diesem erstaunlich fruchtbaren Boden und in einem so gesegneten Klima erntet man, wann wir säen, und gewinnt jährlich zwei Ernten, von einem Ertrage, welcher dem des besten Getreidebodens in Europa fast, wenn nicht ganz, gleich kommt; und zwar, wie man wohl beachten muß, bei einer so geringen Sorgfalt für den Anbau, daß sie bei uns kaum diesen Namen verdienen würde.“

„Nichts kann sicherer sein, als daß eine vernünftig eingerichtete Dampfschiffahrt auf dem Orinoco und seinen Nebenflüssen einen stets wachsenden Zinsertrag für die darauf verwendeten Capitalien abwerfen würde. Die zu diesem Stromgebiet gehörigen Ländereien sind mit Erzeugnissen des Pflanzen- und Mineralreichs erstaunlich gesegnet. Die niedriger gelegenen Landstriche sind voll von tropischen Producten und reich durch Viehzucht; die Thäler der Gebirgsgegenden und die Plateaus vereinigen das Klima der gemäßigten Zone mit der Kraft der tropischen Sonne und einem Boden von unübertrefflicher Fruchtbarkeit. Vor mehreren Jahren fragte ich Mr. Clay, mit dem ich auf dem Mississippi reiste, welchen Einfluß seiner Ansicht nach die Dampfschiffahrt auf die Beschleunigung der Colonisation in diesem Becken ausgeübt habe. Er antwortete: er habe oft darüber nachgedacht und halte es kaum für eine Uebertreibung, zu sagen, daß, wenn es Gott gefallen hätte, diese ausgedehnten Länder mit all' ihrer gegenwärtigen Productionsfähigkeit zu schaffen, aber ihnen die großen, durch sie hindurchströmenden Wasserwege erst einige Jahrhunderte nach ihrer theilweisen Ansiedelung zu verleihen, die Wirkungen kaum wunderbarer hätten sein können, als diejenigen, die er während des kurzen Zeitraums seiner eignen Beobachtungen verfolgt habe, seit der Einführung der Dampfschiffahrt auf dem Mississippi und seinen Nebenströmen. Aber was ist das Becken des Mississippi und seiner Nebenflüsse im Vergleich mit dem vereinigten Becken des Orinoco und des Amazonen-Stroms? Es erscheint unbedeutend dagegen in jeder Rücksicht, mag man die Ausdehnung oder die Mannichfaltigkeit und den Werth der Naturproducte ins Auge fassen.“

„Während meines Aufenthalts auf Trinidad hat sich mir oft die Bemerkung aufgedrängt, daß es der lebhaften Einbildungskraft des enthusiastischen und heroischen Raleigh, wenn er sein Eldorado am obern Orinoco suchte oder zu suchen vorgab, kaum entgehen konnte, wie er einem Eldorado von viel tieferer Bedeutung, und — im eigentlichsten Sinne des Worts — viel unerschöpflicheren Strömen des Reichthums auf der Spur war, als jene Goldberge und die mit kostbaren Steinen gepflasterten Städte und Paläste es sein konnten. Die Verwirklichung aller Verheißungen dieser wunderbaren Sage dürfte in Wahrheit ärmlich erscheinen neben den Resultaten der großartigen und weisen Pläne Humboldt's, die nicht auf Habgier oder Eroberungsgelüste, sondern auf die klaren Folgerungen einer exacten Kenntniß gegründet sind, und neben den sichern Ergebnissen, die durch die Verbreitung der Künste des Friedens, des Handels, und die unabsehblichen Folgen der Civilisation und des Fortschritts herbeigeführt werden müssen. „Ströme,“ sagt Pascal, „sind Straßen, welche sich bewegen und uns hinführen, wohin wir wollen;“ und wenn wir erwägen, daß der den europäischen Küsten

am nächsten liegende Ausgang dieses staunenerregenden Netzes von Wasserstraßen, deren Ausdehnung den Umfang des Erdballs um Tausende von Meilen übersteigt, sich innerhalb des Gesichtskreises einer britischen Besizung befindet, so ist es sicherlich eine beschämende Bemerkung, daß wir bis jetzt nicht mehr gethan haben, um uns diese Vortheile zu Nutze zu machen. Als Mann von Fach und durch meine Erfahrungen ausgerüstet mit einiger Kenntniß des Charakters und Strebens unsers großen Rivalen zur See, muß ich es für eine wohlbegründete Ansicht halten, daß die Regierung unsers Staates nie zu viel thun kann, wenn sie Reisen in ferne Länder, und namentlich Reisen zu Wasser ermunthigt. Ein früherer Präsident der Vereinigten Staaten soll einmal mit mehr Rohheit als Ehrfurcht gesagt haben, daß wenn ein Sack mit Kaffee am Eingang der Hölle (*in the mouth of an unmentionable place*) läge, sich unter seinen Landsleuten ein Mann finden werde, der hinginge und darum handelte. Es dürfte nicht empfehlenswerth sein, Grundsätzen zu folgen, die zu einem so verzweifelten Eifer für Kaffee oder irgend ein anderes Bedürfniß führen; aber bei allen vernünftigen und ehrenwerthen maritimen Unternehmungen zur Bereicherung der Wissenschaft ist es eine wichtige politische Forderung, daß unsere Nation an der Spitze steht und andern Völkern einen Vorsprung abzugewinnen sucht. Für die Mitglieder der Admiralität, die seit dem Schlusse des langen Krieges aufeinander gefolgt sind, ist es im höchsten Grade rühmlich, daß wir in arktischen wie antarktischen Gewässern unsere Pflicht so wohl erfüllt haben; denn sicherlich wäre es für uns besser gewesen, in einer Schlacht zehn Linienschiffe zu verlieren, als in diesen gefahrvollen Nachforschungen von irgend einer andern Nation übertroffen zu werden. Ihr unbezahlbares Resultat war die Aufrechterhaltung des unsere Marine beseelenden Geistes und Strebens.“

„Als erster praktischer Schritt scheint es mir empfehlenswerth, die Regierung zu bewegen, daß sie, im Interesse der Königl. Geographischen Gesellschaft, die Gouvernements von Neu-Granada und Venezuela auffordert, die Wiederaufnahme der wissenschaftlichen Forschungen Humboldt's am Orinoco und seinen Nebenflüssen zu genehmigen und zu unterstützen. Ist die Erlaubniß dazu bewilligt, so möchte ich empfehlen, daß sich die Expedition, auf zwei oder mehr Fahrzeugen von hinlänglich geringem Tiefgange und der erforderlichen Kraft, bei Trinidad versammelt und von hier aus zur richtigen Jahreszeit, mit Rücksicht auf die Regenperiode, das Anschwellen der Ströme n. s. w. aufbricht. Unmittelbar unterhalb der Einmündung des R. Meta liegen die Stromschnellen. Obgleich hier in den engen Canälen zwischen den Felsen Wasser von hinlänglicher Tiefe vorhanden und nach Humboldts Darstellung mit einem guten Piloten keine ernstliche Gefahr zu befürchten ist, könnte es doch möglicherweise für die regelmäßige Schifffahrt auf dem Meta wünschenswerth sein, die Linie der Flussschifffahrt hier zu unterbrechen, um die Schnellen zu vermeiden, wenn sie nicht etwa durch die Schifffahrt auf einem künstlichen Canal umgangen werden können.“

„Unsere Stellung auf Trinidad, welches recht eigentlich an der Schwelle dieser großartigsten Strafe für die Bewegung des Handels und der Civilisation liegt, würde in hohem Grade die energische Verfolgung dieser hochwichtigen Erforschungen erleichtern.“ —

Die Bedeutung dieser Anregung fand in der geographischen Gesellschaft

vollkommene Anerkennung. Der Präsident, Sir R. Murchison, theilte mit, dafs er sich in Bezug auf die vorliegende Frage an Herrn A. v. Humboldt gewendet und den berühmten Gelehrten um seinen Rath ersucht habe. Die geogr. Gesellschaft scheint nur das Antwortschreiben abwarten zu wollen, um dann an das britische Gouvernement eine geeignete Vorstellung zu richten. — n.

Der Bürgerkrieg unter den Zulu-Kaffern.

Englische und deutsche Zeitungen (vergl. National-Ztg. 1857, No. 139, 157) haben vor Kurzem Nachrichten über den blutigen Bürgerkrieg gebracht, der im December 1856 unter den Zulu-Kaffern ausgebrochen ist. Zwei Prinzen, Ketschwayo und Mbulazi, deren feindselige Gesinnung gegen einander schon seit längerer Zeit so bekannt war, dafs man, sobald ihr Vater Mponde gestorben wäre, einen Erbfolgekrieg voraussah, haben noch bei Lebzeiten des letztern die Waffen ergriffen; es scheint, dafs Mbulazi von dem Vater zum Nachfolger designirt war und dafs dieses Ereignifs seinen 19jährigen Bruder bestimmt hat, die Flammen des Bürgerkrieges anzufachen. Die erste Episode desselben, die mit der völligen Niederlage Mbulazi's unweit des Tugela, des nördlichen Grenzflusses der britischen Colonie Natal, endete, und die grausenhafte Ermordung des besiegten Prinzen sind aus den politischen Blättern bereits bekannt. Durch die Güte des Herrn Geheimen Rath's Prof. Dr. Lichtenstein erhalten wir jetzt einen ausführlichen Bericht Dr. Bleek's über diese Begebenheiten und ihren weitem Verlauf. Der Zweck dieser Blätter nöthigt uns, auf eine vollständige Reproduction desselben zu verzichten und uns auf die Hervorhebung solcher Angaben und Erläuterungen des kundigen Missionärs zu beschränken, welche auf die Zustände unter den Zulu-Kaffern und auf den Volkseharakter ein Licht werfen. Das Heer des siegreichen Ketschwayo bestand zum gröfsten Theil aus der heifsblütigen Jugend des Volks und liefs sich bald zu Excessen und wildem Uebermuth hinreifsen, durch den sich die ältern Männer verletzt fühlten; der Plan, den alten Mponde durch Gift aus dem Wege zu räumen, scheint der Hauptgrund gewesen zu sein, der die besonneren Elemente im Heere Ketschwayo's bestimmte, sich zu dem alten Fürsten zu begeben und sich diesem zu Gebote zu stellen. Nachdem sich Mponde mit ihrer Hilfe eines Grofsen, von dem er sich bewacht glaubte, entledigt hatte, sammelte er ein Heer und schlug Ketschwayo in einer Schlacht, die noch blutiger als die zwischen den beiden Brüdern gewesen sein soll, und die Ketschwayo's ephemerer Herrschaft ein Ende machte. Der Prätendent soll jetzt als Flüchtling im Lande umherirren. „Im Ganzen“, sagt Dr. Bleek, „sind in allen diesen Metzeleien, Weiber und Kinder mit eingerechnet, nach den niedrigsten Schätzungen über 20,000 Menschen umgekommen, wodurch die Zulu-Nation, wie man mit vollem Rechte sagen kann, decimirt worden ist. Tausende, — zum Theil allerdings gräfslich verstümmelt, entkamen nach Natal. Nach den letzten Berichten war der Missionär Schröder von Mponde zu Verhandlungen mit der Regierung nach Pietermaritzburg abgesandt.“

„Die militärische Verfassung der Zulu's scheint auf diese Revolution nicht ohne Einflufs gewesen zu sein. Die Zulu's sind nämlich nach den Altersklassen

in Regimenten vertheilt, deren jedes zu einem bestimmten königlichen Kraale gehört. Solcher Kraale giebt es wohl über 50 im Lande, doch sind die meisten mit Nodwengu, das etwa 1200 Hütten hat, an Größe nicht zu vergleichen. Sie sind wie jeder andere Kraal gebaut, nur stehen die Hütten in ihnen häufig in mehreren Reihen, und am Ende befindet sich eine mit einem hohen Zaune aus Flechtwerk umgebene Abtheilung, *isigodhlo*, welche für die königliche Familie bestimmt ist. Die allermeisten dieser königlichen Kraale liegen um Mahlabatini, d. h. den schweren Boden des Mvolosi- (Umvolosi-) Thales, dem Centrum des Zulu-Landes. Gemeinhin halten sich nur wenig Leute in diesen königlichen Kraalen auf; die meisten wohnen in ihren eigenen Kraalen, welche als militärische Aufsenposten gelten, und begeben sich nur von Zeit zu Zeit, um dem Könige zu dienen, von dem Mapanhleni, d. i. von dem Aufsenposten, zu dem Umkulu, d. h. dem großen Kraale. Dies geschieht namentlich zur Zeit der großen Feste, die Ende December und im Januar stattfinden; dann strömt fast die ganze Bevölkerung zu den großen Tänzen im Thale des Mvolosi zusammen. Wohl um dieser Tänze wegen ist auch das weibliche Geschlecht nach dem Alter in Regimenten vertheilt. Nun herrscht aber die Sitte, das Heirathen nur ganzen Regimentern zugleich zu gestatten, und Niemand darf ohne Erlaubniß des Königs heirathen. Daher kommt es, daß zu der Zeit, als ich noch im Zulu-Lande war, fast alle Männer unter 35, und alle Mädchen unter 28 Jahren unverheirathet waren. Daß es nun Mißvergnügen verbreitet, wenn die Heirathserlaubniß so lange vorenthalten wird, liegt auf der Hand; und das Uebelste ist, daß dann die Malcontenten in militärische Abtheilungen vereinigt sind. Da nun die Aeltern, die meistentheils zu gleicher Zeit sich auch durch größeren Besitz auszeichnen, das Recht haben, so viele Weiber zu nehmen, als sie bezahlen können, so nimmt die Unzufriedenheit des jungen Volks leicht die Richtung gegen die älteren und besitzenden Klassen. Dieses scheint auch bei dem letzten Kriege schließlich der Fall gewesen zu sein, da berichtet wird, daß die älteren Krieger das Heer des siegreichen Ketschwayo verließen und sich wieder ihrem greisen Fürsten zuwandten. Schwerlich hat alte Anhänglichkeit sie zu diesem Schritte bestimmt, denn Mponde ist unpopulär. Jetzt freilich scheint seine Herrschaft, nachdem sie diesen Sturm überstanden hat, gesicherter als je; ja man kann die Vermuthung nicht abwehren, daß der verschlagene alte Mann, der sich während des Bruderkrieges zwischen seinen beiden Söhnen ganz ruhig verhielt, die Kämpfe der jungen Leute nicht ungern gesehen, vielleicht sogar sie befördert hat, damit die Elemente, die ihm gefährlich werden konnten, sich gegenseitig aufrieben. Der Gedanke ist allerdings gräßlich; aber es wäre nicht die erste Unthat Mponde's. Erst vor ein paar Jahren hat er seine beiden Minister durch Gift aus dem Wege geräumt; er hatte allerdings nur den Mord des einen von ihnen beabsichtigt, aber dieser rief, als ihm der König die Schaale mit Tschula, Kafferbier, zusandte, seinen Collegen herzu, sie mit ihm zu theilen, und beide erkrankten und starben. Das dem Tode geweihte Opfer hatte sein Schicksal geahnt und hätte sich durch Flucht retten können; aber die Zulu-Aristokratie hält Nichts von der Emigration; sie stirbt lieber, als daß sie bei dem „weißen Manne“ Zuflucht suchte und sich ihm unterwürfe.

Der Suez-Canal und der Seeweg nach Indien.

Da wir oben (S. 242) eine Tabelle zur Uebersicht der Vortheile mitgetheilt haben, welche ein Kanal durch den mittelamerikanischen Isthmus dem Handel New-York's mit den Häfen des Stillen Oceans hinsichtlich der Verkürzung des Seewegs darboten würde, wird es den Lesern der Zeitschrift auch von Interesse sein, über die entsprechenden Vortheile eines Suez-Canales eine ähnliche Uebersicht zu erhalten. In dem so eben ausgegebenen Hefte der *Comptes rendus hebdomadaires des séances de l'Académie des sciences* (XLIV, 2. März 1857) liefert der *Rapport sur les mémoires relatifs au canal maritime de Suez* eine hierauf bezügliche Tabelle nach den Berechnungen des Hydrographen Gressier, in welcher die Entfernung der wichtigsten europäischen Hafenplätze von der Insel Ceylon in Seemeilen angegeben ist. Ihr zufolge beträgt der Weg nach Ceylon

von	um das Cap der Guten Hoffnung	durch den Suez- Canal	Ersparnifs	
			in Seemeilen	in Procenten
Petersburg	15,660	8630	7030	45
Stockholm	15,330	8290	7040	46
Hamburg	14,650	7610	7040	48
Amsterdam	14,450	7420	7030	49
London	14,340	7300	7040	49
Havre	14,130	7090	7040	50
Lissabon	13,500	6190	7310	54
Barcelona	14,338	5500	8830	61
Marseille	14,500	5490	9010	62
Genua	14,690	5440	9250	63
Triest und Venedig	15,480	5220	10,260	65
Constantinopel	15,630	4700	10,930	70
Odessa	15,960	5080	10,880	68.

Die Tabelle erscheint nicht als sehr zuverlässig: es ist z. B. nicht einzusehen, weshalb für ein Schiff von Petersburg die Abkürzung des Weges in Seemeilen geringer sein soll, als für ein Schiff von Stockholm, oder weshalb ein Fahrzeug von Constantinopel mehr Seemeilen ersparen solle, als eines von Odessa; aber im Allgemeinen können die Ziffern einen Anhalt zur Vergleichung bieten und anschaulich machen, wie sehr die Häfen des mittelländischen Meeres bei diesem Project interessirt sind. Dennoch würde es irrig sein, aus dieser Tabelle und aus der oben mitgetheilten gleiche Folgerungen zu ziehen. Bei den Berechnungen hinsichtlich des amerikanischen Canals konnte man mit Sicherheit annehmen, dafs mit der Verkürzung der Entfernung mindestens auch eine entsprechende Zeitersparnifs Hand in Hand geht; denn hier handelt es sich darum, relativ schwierige Gewässer mit günstigeren zu vertauschen; bei dem Suez-Canal ist es aber fraglich, ob die durch ihn bewirkte Verkürzung des Weges für die Schiffe atlantischer Häfen eine entsprechende, ja ob sie überhaupt irgend eine Zeitersparnifs mit sich bringt; denn hier vertauscht man ein für die Schifffahrt verhältnismäfsig günstiges Gewässer — den Atlantischen Ocean — mit viel schwierigeren, mit dem Mittelländischen und dem Rothen Meere, und Sachkundige stellen es entschieden in Abrede, dafs Segelschiffe jener Häfen auf dem Wege durch

den Suez-Canal eine Zeitersparnis erwarten dürften. Der letztere würde also nur für die Dampfschiffe atlantischer Häfen von Nutzen sein, und für sie kommt wieder die Kostspieligkeit der Steinkohlen an den Küsten des Rothen Meeres in Betracht. Nach einer in dem oben genannten Rapport enthaltenen Angabe kosteten im Jahre 1851 die Steinkohlen auf der Strecke von Suez bis Aden dreimal mehr (67 Frcs.), als auf der Strecke von Plymouth nach Alexandrien (22 Frcs. 50 Cent.).

Neuere Literatur.

Notes of the Late Expedition against the Russian Settlements in Eastern Siberia; and of a Visit to Japan and to the Shores of Tartary, and of the Sea of Okhotsk. By Capt. Bernard Whittingham, R. E. London 1856. 8.

Ueber die Unternehmungen der verbündeten Geschwader gegen die russische Streitmacht im Stillen Ocean ist nichts Rühmliches zu sagen; und um das Unrühmliche zur Belchrung für künftige Eventualitäten und zum Besten der Geschichte auseinandersetzen zu können, muß man sich vollkommen frei von allen Verpflichtungen gegen die leitenden Persönlichkeiten fühlen. Der Verfasser des oben angeführten Buches, der im Jahre 1855 die Kreuz- und Querzüge eines kleinen britischen Geschwaders unter Commodore Elliot mitmachte, ist nicht in dieser Lage, und der historische Werth seiner Schrift ist deshalb gering; wir nehmen nur den Eindruck mit, dafs auch den Operationen des Jahres 1855 kein bestimmter Plan zu Grunde lag und dafs sie mit Unentschlossenheit geleitet wurden, wenn sie auch nicht ganz so schimpflich ausfielen, wie die des vorigen Jahres. Etwas werthvoller, wenn auch noch immer durchaus ungenügend, sind die geographischen Nachrichten; das Geschwader hatte zwar meist seinen Weg durch dichte Nebel zu nehmen, die jeden Blick auf die benachbarten Küsten verwehreten, aber es besuchte die japanesischen Häfen Nangasaki, Simoda und Hakodadi, landete mehrmals auf Saghalin in der Bucht von Aniwa und der Bai de la Jonquière, und drang auch bis zur Bai de Castries und bis Aian (südlich von Ochotsk) vor, und über diese Punkte liefert Whittingham Nachrichten, die besonders hinsichtlich des Verkehrs in den japanesischen Häfen ausführlich und interessant sind.

Amerikaner, Engländer und Russen stimmen darin überein, dem zugänglichen, aufgeweckten und freundlichen Wesen des japanischen Volkes ein unbedingtes Lob zu spenden; aber über den Charakter der Beamten äußern sie sich mit großer Unzufriedenheit, besonders die beiden letztern. Interessant ist es nun, zu erfahren, dafs das Benehmen der Behörden in den beiden durch den amerikanischen Vertrag geöffneten Häfen sich schon damals, ein Jahr nach dem Abschlusse des Vertrages, höchst vortheilhaft vor dem der Beamten Nangasaki's anszeichnete, obgleich die Engländer auch mit diesem Hafen seit 1854 vertrags-

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Zeitschrift für allgemeine Erdkunde](#)

Jahr/Year: 1857

Band/Volume: [NS 2](#)

Autor(en)/Author(s): Diverse Autoren

Artikel/Article: [Miscellen 253-279](#)